

## GEORG LUKÁCS Tonbandaufzeichnung für das Zentralkomitee der USAP



Der zweite Teil, den wir leider wegen Platzmangels nicht veröffentlichen, befaßt sich vor allem mit Fragen der »Zivilgesellschaft«: Möglichkeiten einer spontanen Demokratie der Werktätigen in Politik und Produktion; Verwirklichung von bürgerlichem Recht in sozialistischen Strukturen, im Kontrast zu Ungleichheiten des »sozialistischen« Rechts usw. Außerdem macht Lukács historische und persönliche Bemerkungen über die Notwendigkeit, die Geschehnisse von 1956 aufrichtig zu behandeln und zu klären, über sein Verhältnis zu Imre Nagy, über die politische Lage seiner Schüler etc.

Der X. Parteitag der USAP fand vom 23. bis 28. November 1970 statt

### Vorbemerkungen

Anfang 1971 bat György Aczél (Ideologie-Sekretär des ZK der USAP) den damals schon todkranken Lukács, seine Ansichten über die Politik der USAP zusammenfassend darzulegen. Sie entschieden sich für die Form einer Tonbandaufzeichnung unter Mitwirkung von Ferenc Bródy, einem Lukács nahestehenden Herausgeber der ungarischen Marx-Ausgabe. Die Aufnahme fand in zwei Sitzungen am 5. und 15. Januar statt. Die Abschrift der Aufzeichnung wurde von Lukács noch gelesen und autorisiert. Das Politbüro scheint unbeeindruckt geblieben zu sein. Jedenfalls gibt es keine Anzeichen dafür, daß es sich mit dem Material ernstlich befaßt hätte. Das Material blieb unzugänglich, bis 1987 die Parteizeitung »Népszabadság« einige Ausschnitte veröffentlichte; der volle Text erschien erstmals im April 1990 in »Társadalmi Szemle«, der »alten« Zeitschrift der »neuen« Partei, USP.

Obgleich die einschlägigen Grundgedanken von Lukács aus anderen Schriften (»Demokratisierung heute und morgen« etc.), in einer von taktischen Rücksichten weniger durchsetzten und theoretisch kohärenten Form, schon bekannt sind, mag dieses Material in einigen seiner Fragestellungen eben wegen dieser Umstände als interessant gelten. »Társadalmi Szemle« gab dem Text sogar den journalistisch-überschwenglichen Titel: »Politisches Testament«.

Obwohl die Gedanken des Abschied nehmenden Lukács, die auch von Wiederholungen gekennzeichnet waren, schon bröckelten und er nur Hinweise auf vermeintlich bekannte Tatsachen gibt, verdient der Text doch Aufmerksamkeit, nicht zuletzt wegen der Geschehnisse der letzten zwanzig Jahre in Ungarn und Mittel-Europa. So spricht er über das damalige Wahlsystem, die Funktion der gleichgeschalteten Gewerkschaften, die sich durch ihre formale Arbeit dem Volke entfremdeten, was letztlich zur Entfremdung der sozialistischen Regierung von den Arbeitern führte. Weiterhin spricht er über die Einheit von Arbeit und Kultur, die Universalität von Entwicklung und Kultur, Gedanken also, die er in der »Ontologie des gesellschaftlichen Seins« auch erörterte.

Der hier folgende Text ist die deutsche Erstveröffentlichung des ersten Teils (die »erste Sitzung«) der Aufzeichnung.

FERENC BRODY

Wenn ich meine Meinung zu dem äußern soll, was vor, während und nach dem Parteitag zu hören war, dann kann ich einfach sagen, daß ich hundertprozentig zufrieden wäre, wenn das Gesagte nicht als Feststellungen, sondern in Form von Wunschsätzen zum Ausdruck gebracht worden wäre. Das ist jedoch nicht so gewesen. Eine ganze Reihe von Dingen, die bei uns nur als

weit entfernte Wunschvorstellungen existieren, werden so behandelt, als ob sie ein Teil unserer Wirklichkeit wären.

Das bezieht sich insbesondere auf alle Fragen der Demokratisierung. *Formell* gibt es eine gewisse Demokratisierung, nur dürfen wir nicht vergessen, daß es so etwas in jeder Diktatur gegeben hat. Formell haben wir die Abgeordneten unter Rákosi ebenso »frei« gewählt (»frei« sage ich in Anführungszeichen), wie wir sie jetzt gewählt haben – und ich kann das aus eigener Erfahrung beurteilen. Da ich es für eine wichtige Frage hielt, daß aus der Wahlstatistik hervorgeht, daß ein immer größerer Prozentsatz der Bevölkerung seine Stimme abgegeben hat, nahm ich an jeder Wahl teil, gab meinen Stimmzettel ab, aber ich muß gestehen, in den letzten 25 Jahren *nicht einmal* hingesehen zu haben, wessen Name auf dem Stimmzettel stand. Ich glaube, das ist bis zu einem gewissen Grade ein Abbild dessen, inwieweit das Wahlsystem *demokratisch* war und inwieweit es *nicht demokratisch* war. Nicht demokratisch insofern, als daß mich die Frage, wer mich im Abgeordnetenhaus vertritt, überhaupt nicht interessierte. Ich habe jedoch das Gefühl, daß es unter István Tisza auch so war.

Mehr Kandidaten bedeuten nur dann mehr Demokratie, wenn die Abgeordneten mit dem Wahlkreis, den sie vertreten, in einer gewissen Verbindung stehen. Wenn der wahlberechtigte Bürger zu ihnen keine Verbindung hat, bei der Entscheidung darüber, wer Kandidat wird usw. kein Mitspracherecht besitzt, dann ist die Sache in keiner Weise besser als die amerikanische Präsidentenwahl, bei der auch zwei Kandidaten zur Wahl stehen. Allein die Tatsache, daß es zwei Kandidaten gibt, bedeutet noch lange keine Demokratie. Demokratie kommt dann zustande, wenn zwischen dem Kandidaten und seinem Wahlkreis eine bestimmte Verbindung besteht, was wiederum bedeutet – ich sage nicht, daß sich der Abgeordnete mit nebensächlichen Angelegenheiten seines Wahlkreises beschäftigen soll –, daß der Abgeordnete sich darüber im klaren sein muß, daß er nicht die Stimmung des ganzen Landes zu wichtigen Fragen kennen soll, sondern die in seinem Wahlkreis, weil er nur dann Vermittler zwischen den Entscheidungen auf Landesebene und seinem Wahlkreis sein kann.

So betrachte ich diese Reform nur als eine formelle Reform. Es ist leicht möglich, daß es sehr viele Menschen geben wird, die zufällig diesen oder jenen Namen in die Diskussion werfen, ohne daß dabei die Frage der *Wahl* ernsthaft auftauchen würde. Gerade hier geht es um Demokratie, darum, ob in solchen Fragen, die landesweite Fragen nicht berühren, eine Diskussion überhaupt zu Ende zu führen ist. Wir wissen, daß es sogar in Fragen der Literatur einen offiziellen Standpunkt gibt. In bestimmten Fällen kommt es vor, daß die erste Kritik nicht den offiziellen Standpunkt zum Ausdruck bringt, was dann die »Népszabadság« äußerst schnell korrigiert. Denken Sie nur an die Sache mit Konrads Roman! Das war nun wirklich keine Frage, die internationale Unstimmigkeiten hätte hervorrufen können, weil sich wahrlich niemand darum schert, ob wir Konrads Roman loben oder nicht, und trotzdem erfolgte auch im Falle Konrad die schnelle Korrektur unter dem Scheinmantel der Demokratie.

Das ist es, wogegen ich protestiere, wenn wir hier von einer

*Rákosi, Mátyás*  
(1892–1971) – Politiker, Generalsekretär der Ungarischen Kommunistischen Partei (die spätere Ungarische Arbeiterpartei), zeitweise Ministerpräsident, verwirklichte die stalinistische Politik in Ungarn, wurde 1956 abgelöst und lebte bis zu seinem Tod in der Sowjetunion

*Tisza, István*: Ministerpräsident von 1903 bis 1905 und von 1913 bis 1917, Symbolfigur des alten, feudalkapitalistischen Ungarn

*Konrád, György* (Jg. 1935)  
– Schriftsteller, sein Roman »Der Besucher« erschien 1969, heute Vorsitzender des Internationalen P. E. N. Erhält im Oktober d. J. den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Weit hin bekannt durch sein mit dem Soziologen Iván Szelenyi gemeinsam verfaßtes Buch »Die Intelligenz auf dem Weg zur Klassenmacht« (1978).

fertigen Demokratie sprechen. Ich bezweifle *überhaupt* nicht, daß der Genosse Kádár und viele andere Genossen in der Führung wirklich Demokratie wollen. Wenn sie sagen, wir wollen Demokratie, hilf uns bei ihrer *Verwirklichung*, dann helfe ich mit Begeisterung. Wenn sie sagen, daß wir die Demokratie haben, dann lehne ich mich in meinem Armsessel zurück und sage, daß ich sie gerne sehen möchte.

Ich bin hier – und ich weise sofort auf die letzte polnische Krise hin – ich bin hier bei einer wichtigen Frage, der *Frage der Gewerkschaften*. Ich habe nicht die Vorstellung – weil das eine noch in weiter Ferne liegende Sache ist –, daß die Arbeiter in der Gewerkschaft etwas beschließen, was die Zentrale gegen ihren eigenen Willen verwirklichen muß. Ich glaube, daß es in Ungarn keinen solchen Utopisten gibt, der sich so etwas vorstellen könnte. Aber bei der Arbeiterschaft in den Betrieben entsteht jetzt Gleichgültigkeit. Sie kommt darin zum Ausdruck, wenn die Arbeiter die Meinung äußern, daß es sich nicht lohnt, zur Vollversammlung zu gehen, auf der Versammlung aufzutreten, es passiere ja sowieso nur das, was die Bürokratie wolle. Das ist die Stimmung in der heutigen Arbeiterschaft. Jetzt könnte man sagen, daß das zwar nicht demokratisch ist, aber das ist sehr bequem, weil Verhältnisse geschaffen werden, die gut zu überschauen und zu lenken sind. Das Problem besteht allerdings darin, daß die Arbeiter nur dann *wirklich* geführt werden können, wenn wir sie richtig *führen*. Darunter ist zu verstehen, daß wir die Bedürfnisse kennen, die bei den Arbeitern auftreten. Diese Bedürfnisse sind entweder richtig, dann müssen wir sie befriedigen, oder sie sind falsch, dann haben wir mit den Arbeitern zu diskutieren und zu versuchen, sie für den richtigen Standpunkt zu gewinnen – aber auf keinen Fall ist das gut, was wir jetzt tun.

Ich möchte jetzt über eine damit im Zusammenhang stehende Gefahr sprechen. Die alten Gewerkschaftsbewegungen waren dadurch gekennzeichnet, daß dort, wo die Arbeiter selbst über ihre Wirtschaftspolitik entschieden – in Übereinstimmung mit Partei und Gewerkschaft –, die Anzahl der wilden Streiks sehr niedrig war. Die wilden Streiks waren *nicht* in sogenannten radikalen Gebieten weit verbreitet, sondern dort, wo die Bürokratie schon zur Zeit des Kapitalismus die Arbeiterschaft einfach dirigierte, und wenn es zu einer Situation kam, die die Arbeiter für unerträglich hielten, dann gab es in dieser unerträglichen Situation niemanden, mit dem man über die Sache hätte verhandeln können – »es gab niemanden« sehe ich jetzt vom praktischen und nicht vom theoretischen Gesichtspunkt aus –, so daß ein sogenannter wilder Streik ausbrach. Was jetzt in Polen passierte, ist – auch meiner Meinung nach – *ein typischer wilder Streik* gewesen. Es ist einfach lächerlich, daß wir normale Arbeiter, die an einem wilden Streik teilnehmen, als Rowdys oder sonst was noch bezeichnen. Sie sind ebensowenig Rowdys wie alle anderen Arbeiter, sie haben nur ganz einfach die Geduld verloren. Hier kann nun geprüft werden, und es ist zweifelsohne eine zu überprüfende Sache: Was für eine Rolle spielt die Bürokratie auf der Stufe; wie wir sie in Polen vorfanden, wo man nämlich auf unvorstellbar dumme Weise gerade vor Weihnachten eine Preiserhöhung durchführen wollte. Ich weiß sehr gut, daß unsere Re-

gierung in dieser Frage viel klüger vorgeht. So etwas würde bei uns nicht passieren. Aber man kann nicht behaupten, daß es nicht zu einer solchen Maßnahme kommen könnte, auf die die Arbeiter explodieren und einen wilden Streik ausrufen, weil die echte gewerkschaftliche Alternative aus ihrem Leben ausgeschlossen ist. Das kann auch bei uns und in jeder anderen Volkdemokratie passieren.

Ich halte den wilden Streik nicht für eine besondere Erscheinung, sondern für einen Ersatz der fehlenden Gewerkschaftsdemokratie. Und deshalb sehe ich in der Entwicklung – das habe ich schon sehr oft zum Ausdruck gebracht –, die unsere Gewerkschaft mit der trotzkistischen Linie genommen hat, eine außerordentlich große Gefahr. Darunter verstehe ich, daß man in den Gewerkschaften eine Art staatliche oder halbstaatliche Exekutive sieht. Wenn ich Trotzkiismus sage, dann ziele ich darauf, daß es zur Zeit der Einführung der Neuen Ökonomischen Politik auf dem Parteitag eine theoretische Auseinandersetzung zwischen Lenin und Trotzki gab.

Trotzki vertrat den Standpunkt, daß die Gewerkschaften als Massenorganisationen die Aufgabe haben, die Wirtschaftspolitik der Regierung bei der industriellen Entwicklung zu unterstützen. Lenin war der Ansicht – natürlich zitiere ich nicht wörtlich, sondern nur aus dem Gedächtnis –, daß es zu den Aufgaben der Gewerkschaft gehört, als selbständige Massenorganisation gegenüber der sozialistischen Regierung, die nach Lenin voll war von bürokratischen Überbleibseln, und den Maßnahmen dieser Regierung, wenn nötig, die Interessen der Arbeiter zu verteidigen. Ich glaube, es ist klar, daß es sich hier um zwei völlig entgegengesetzte Standpunkte handelt.

Aber natürlich dachte Lenin nicht daran, daß es zwischen Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftspolitik der Regierung keine Berührungspunkte geben soll. Aber daraus, daß er als *höchstes Recht* den Schutz des Arbeiters hervorhob, geht deutlich hervor, daß es die Aufgabe der Regierung ist, *vór* der Durchsetzung der ökonomischen Maßnahmen die in den Gewerkschaften organisierten Arbeiter davon zu *überzeugen*, daß es sich um eine richtige Sache handelt, die auch in ihrem Interesse liegt. Lenin tritt also im Gegensatz zu Trotzki gegen die von oben dirigierte bürokratische Verstaatlichung der Gewerkschaften auf und stellt die Forderung nach gewerkschaftlicher Demokratie.

Die Bedeutung der obigen Feststellung sehe ich in der augenblicklichen Situation darin, daß wir *hier* im täglichen Leben die Möglichkeit haben, zwischen der Regierung – einer sozialistischen Regierung – und der Arbeiterklasse eine ständige konkrete Verbindung entstehen zu lassen. Wenn nämlich alle wichtigen, für jeden bedeutsamen ökonomischen Maßnahmen, die das Leben des Arbeiters betreffen, *wirklich* in der Gewerkschaft diskutiert werden, dann weiß die Regierung darüber Bescheid, wie die Arbeitermassen tatsächlich zu den Verordnungen der Regierung stehen. Das hat natürlich auch praktische Folgen. Es ist durchaus vorstellbar, daß es solche Situationen gibt – nicht nur im Krieg –, in denen die Regierung den Arbeitern sagen muß, daß eine Sache durchzuführen ist, unabhängig davon, ob sie Zustimmung findet oder nicht. Um ein einfaches Beispiel zu nennen: Als bei uns im vorigen Jahr Hochwasser war, ergaben

Für den Beschluß des ZK der KPR(B) vom 12. Januar 1922 schrieb W. I. Lenin über den »unausbleiblich ... gewissen Interessengegensatz zwischen den Arbeitermassen und den leitenden Direktoren der Staatsbetriebe oder deren übergeordneten Behörden. Darum haben die Gewerkschaften in bezug auf die sozialistischen Betriebe unbedingt die Pflicht, die Interessen der Werktätigen zu schützen und nach Möglichkeit zur Hebung ihres Lebensstandards beizutragen, indem sie Fehler und Übertreibungen der Wirtschaftsorgane ständig korrigieren, soweit diese bürokratischen Auswüchsen des Staatsapparats entspringen.«  
W. I. Lenin, Werke, Bd. 33, Berlin 1962, S. 171

sich für die Arbeiter viele zusätzliche Anforderungen. Es ist interessant, daß die ungarische Arbeiterschaft ohne weiteres verstand, daß diese Aufgaben durchgeführt werden müssen. Und wenn das auf einer Gewerkschaftsdiskussion zur Sprache gekommen wäre, dann wäre diese Haltung auch dort zweifelsfrei zum Ausdruck gekommen. Es ist jedoch keine Lösung, daß der Arbeiter bemerkt, daß die Regierung einmal eine richtige Verordnung erläßt, dann wieder eine unrichtige, und er hat beide gleichermaßen auszuführen, ohne ein Mitspracherecht zu haben. Die Mitsprache, die Diskussion, das sich gegenseitige Überzeugen machen als wesentliche Formen bei den innerhalb der Gewerkschaften de facto diskutierten Fragen den wirklichen Kontakt zwischen der Partei, der Regierung und der Arbeiterklasse aus.

Ich behaupte, daß wir dadurch, daß sich unsere Gewerkschaftsbewegung unter dem Einfluß Stalins auf der trotzkistischen Linie entwickelt hat, und von einer ernsthaften Reform noch keine Rede sein kann, wieder vor der optativen Frage stehen, daß die Presse die Sache so darstellt, als wenn die Gewerkschaften schon längst reformiert wären, in Wirklichkeit es jedoch so ist, daß kein einziger *Schritt* in Richtung Reformierung getan wurde. So kommt es meiner Meinung nach zu einem außerordentlich gefährlichen Punkt in der ungarischen Entwicklung und der Entwicklung der Volksdemokratie: Der tägliche legale selbstverständliche Kontakt, der zwischen Partei, Regierung und Arbeiterklasse möglich ist, stirbt ab. Und dieses Absterben läßt sich durch *keinerlei* Ersatzmittel wieder rückgängig machen. Das Absterben vollzieht sich momentan auf zweifelhafte Weise. Einmal so – unter normalen Bedingungen –, daß die Arbeiter mürrisch die ihnen aufgezwungenen Befehle ausführen, zum anderen so, daß die Entwicklung in Richtung wilder Streiks verläuft. Und ich behaupte – nicht als wenn das eine Wunschvorstellung von mir wäre, aber eine mögliche Perspektive –, daß es keine Volksdemokratie gibt, in der solche Ereignisse wie die Danziger nicht jeden Tag passieren könnten. Daß die Taktik unserer Volksdemokratie in dieser Zeit alles in allem gewandter war als die der polnischen, bedeutet nur, daß es seltener zu Auseinandersetzungen kommt, und vielleicht kommt es auch gar nicht zu derartig zugespitzten Auseinandersetzungen. Aber das Problem besteht, und meiner Meinung nach ist es eine der wirklich großen zu lösenden gesellschaftlichen Aufgaben, der Statistik wegen möchte ich noch einmal betonen: es sind zu *lösende* und nicht schon *gelöste* gesellschaftliche Aufgaben.

Wenn wir bei der Untersuchung der Lage und Stimmung der Arbeiterschaft bei Umfragen und soziologischen Forschungen zurückgreifen, dann bedeutet das, daß wir die akademischen Referenten von unserer Wahrheit überzeugen können, nur daß die Straßen heutzutage nicht die akademischen Referenten, sondern die Straßenfeger kehren. Und die Hauptsache ist, daß wir die *Straßenfeger* von unserer Wahrheit überzeugen.

Wenn wir 15 akademische Beratungen abhalten und noch fünf Personen in die Akademie wählen, damit der wissenschaftliche Stab noch größer wird, dann ändert sich damit gar nichts. Ich unterschätze nicht die Bedeutung der soziologischen Erhebungen, ich halte es sogar für nötig, sie in noch größerem Rah-

Ich sagte Aczél – das kam nicht in die Népszabadság –, daß aus der Zeit der Rákosi-Ära Hunderte und Tausende übriggeblieben seien. An dem einen Pol stünde Mihály Farkas, dieser Erzschoft, und auf der anderen Seite stünde András Hegedüs, der Rákosis Ministerpräsident gewesen und heute eine der wichtigsten Figuren der Reform sei. Wenn wir jetzt einfach davon ausgehen würden, daß jeder mehr oder weniger Schwierigkeiten gehabt hat

men durchzuführen. Ich spreche ihnen in der Hinsicht eine größere Bedeutung zu, daß es für beide Seiten – auf der einen Seite die Partei und die Regierung, auf der anderen die Arbeitermassen – leichter sein wird, zu einer Übereinkunft zu kommen, wenn beide möglichst gut über die wirkliche Situation informiert sind. Ich halte also diese Forschungen für außerordentlich wichtig, sehe sie aber nicht als Ersatz für die Demokratie an, sondern als eines der geistigen Mittel für die Verwirklichung und Durchsetzung demokratischer Forderungen.

Was die kulturelle Seite dieser Sache betrifft, so haben wir uns daran gewöhnt, daß in der Zeitung »Népszabadság« eine besondere Rubrik für Kultur ist. Dazu stelle ich nur fest, daß es eine besondere Kultur nicht gibt. Die Kultur ist ein Teil der gesamtgesellschaftlichen Tätigkeit des Menschen. Vergessen wir nicht, daß es einer der Grundsätze des Marxismus ist, daß dadurch, daß die Arbeit zur gesellschaftlichen Grundlage wird, sich der Mensch dem ganzen Komplex anpaßt, den die Arbeit auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung in der Gesellschaft schafft. Diese Tatsache ist so allgemein, daß sie für die Urgesellschaft ebenso gültig ist wie für die heutige, natürlich in völlig unterschiedlichen Formen. Die Kultur ist ein Teil dieser Entwicklung.

Ich wage es – als Nichtfachmann auf dem Gebiet der Archäologie – nicht zu behaupten, halte es aber für wahrscheinlich, daß es eine der ersten Erscheinungsformen der Kultur war, als die Arbeiter Arbeitsmittel und Werkzeuge herstellten und damit Gebrauchswerte schafften, soweit die Arbeitsmittel und Werkzeuge erfolgreich angewendet werden konnten. Der erste kultivierte Arbeiter war wahrscheinlich derjenige, der sich bei der Herstellung einer Steinaxt am wenigsten geirrt hat und am seltensten den Stein, den er zu schleifen begonnen hatte, wegwerfen mußte, weil er ihn schlecht geschliffen hatte. Aus dieser Kultur wuchsen die Menschen langsam heraus, als die durch die Arbeit geschaffenen Gebrauchswerte immer größer und bedeutender wurden, die Unterschiede in der Qualität der Planung und Ausführung immer größer wurden. Wenn es, sagen wir einmal, um einen Hausbau oder gar um den Bau einer Burg geht, so besteht ein riesiger Unterschied darin, ob ich die Arbeit so oder anders ausführe. Um noch ein einfaches Beispiel anzuführen: Bei der Bodenbearbeitung kann man so und auch anders pflügen, man kann die Ochsen so oder auch anders paaren usw. Die Tatsache, daß in der Arbeit eine alternative Möglichkeit liegt, bedeutet aus der Sicht der Entwicklung der Arbeit, der Arbeitsprodukte, der produzierenden Arbeiter und der Nutzer der Arbeitsprodukte eine Erhöhung der *Kultur*. Unter Kultur ist dabei zu verstehen, daß von immer besseren und schärferen Augen Gelungenes von Nichtgelungenem unterschieden wird. Aus dem Gelungenen und Nichtgelungenen ergeben sich dann alle die Fragen, die in der späteren Entwicklung eine bestimmte spezielle Kultur hervorbringen. Nur darf nie vergessen werden, ganz gleich, durch welche spezielle Arbeitsteilung das zustande kommt, diese spezielle Arbeitsteilung ist nichts anderes als eine Ausdrucksform der auf der Arbeit beruhenden gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse. Wenn wir sagen, daß in Griechenland – in Sparta – eine ganz spezielle Militärkultur entstand, so ist diese Militärkultur

– wir wollen jetzt nicht über Einzelheiten sprechen –, so würde das bedeuten, daß wir letzten Endes zwischen Mihály Farkas und András Hegedüs Gleichheitszeichen setzen würden. Das wäre nicht gerecht. Und eine wichtige Forderung der Gegenwart ist die, daß wir dem Mihály-Farkas-Typ ein haßerfülltes Nein sagen und ein Ja dem András-Hegedüs-Typ. Ich spreche jetzt von Menschentypen und nicht von Menschen. Dazwischen gibt es unheimlich viele Schattierungen ... Georg Lukács, Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog, Frankfurt am Main 1981, S. 226 f.

nicht aus dem Nichts hervorgegangen, sondern aus den Produktionsverhältnissen in Sparta.

Und genauso darf nicht vergessen werden, daß die Fragen der Kultur letztlich immer damit zusammenhängen, welche Ansprüche die jeweilige Arbeit an die Menschen stellt. Das ist z. B. der Fall, wenn sich wie im 19. Jahrhundert eine bestimmte Kultur der Arbeiterklasse verwirklicht, deren Minimalanforderung sich daraus ergibt, daß es für einen Analphabeten viel schwerer ist, in der Großstadt zu leben und in großstädtischen Betrieben zu arbeiten als für einen, der lesen und schreiben kann. Daß sich die Alphabetisierung aus der Entwicklung des Kapitalismus und dem Leben der Städte ergibt – was wiederum mit dem Kapitalismus zusammenhängt –, ist, so meine ich, nicht in Zweifel zu ziehen. Und von hier ab müssen wir jede Kultur danach beurteilen, für wen und in welchem Maße sie nützlich und fortschrittlich ist.

Man darf aber nicht vergessen, daß z. B. an der Kultur, die die Arbeiterklasse im Kapitalismus bekam, ohne Zweifel in erster Linie die Kapitalistenklasse interessiert war, denn große Städte sind ohne ständige Arbeiterschaft undenkbar. Das hat zur Folge, daß die Arbeiterschaft sich gewerkschaftlich und parteimäßig organisiert und die so erworbene Kultur kann für die Durchsetzung der eigenen Interessen genutzt werden. Das zeigt, wie wenig die Kultur auf der einen Seite in einem einheitlichen schematischen Begriff erfaßt werden kann und daß es sich auf der anderen Seite um die Übertragung der jeweiligen Entwicklungsstufe der Produktion auf das Leben handelt.

Es ist durchaus kein Zufall, daß die Arbeiterschaft im 18. Jahrhundert auf die Maschinen mit der Maschinenstürmerei reagierte und die Arbeiterschaft des 19. Jahrhunderts bereits mit Streikaktionen und Forderungen nach Lohnerhöhungen auftrat. Das ist zweifellos eine Entwicklung der Arbeiterkultur. Aber es steht ebenso außer Zweifel, daß in beiden Fällen Reaktionen auf die jeweiligen Arbeitsformen zum Ausdruck kommen, die in einer bestimmten Gesellschaft und Zeit entstehen.

Ich glaube, daß man diesen Teil der Arbeiterkultur nie aus den Augen verlieren sollte. Damit im Zusammenhang steht eine außerordentlich wichtige Frage, die für uns ein unangenehmes Erbe aus der stalinistischen Epoche ist. Wie sehr auch der Kapitalismus die Fabriken, Maschinen und die Produktionsprozesse vereinheitlichte, es hat trotzdem immer eine sehr große Rolle gespielt, ob jemand ein guter Arbeiter war oder nicht, weil nur bei technologischen Phantasten die Vorstellung existieren kann, daß im Kopf des Technikers die Maschinen und die gesamten Werkzeuge vollkommen vorhanden sind und der Arbeiter nur noch als mechanisches Ausführungsorgan fungiert. Ich glaube, jeder von uns, der in seinem Leben irgendwann eine Fabrik und Fabrikarbeit gesehen hat, weiß sehr wohl, daß das ganz und gar nicht so ist. Trotz vollkommener Technik bestehen große graduelle Unterschiede zwischen guter und schlechter Arbeit hinsichtlich der Art und Weise der Ausführung der Arbeit, auch wenn die Arbeiter keine andere Aufgabe haben, als in der Fabrik Arbeit auszuführen.

In der Zeit des Stalinismus, die ausschließlich die produzierte Menge in den Vordergrund stellte, verlor die gute Arbeit an Bedeutung, die gute Arbeit fand weniger Anerkennung im Betrieb

als früher, und – wenn wir jetzt die Frage vom sozialistischen Standpunkt aus stellen – damit haben wir uns selbst in eine äußerst schwierige Lage gebracht. Marx äußert sich zwar nur wortkarg zur zukünftigen sozialistischen Entwicklung, aber er betrachtet es als eines der charakteristischen Merkmale der sozialistischen Entwicklung, daß die Arbeit zunächst aus reinem Zwang erfolgt und sich dann zu einem menschlichen Bedürfnis entwickelt. Ich wage nun zu behaupten, daß nur gute Arbeit zu einem menschlichen Lebensbedürfnis werden kann – gerade im Gegensatz zu der reinen ökonomischen Notwendigkeit, denn natürlich ist jede Arbeit, die der Mensch verrichtet, der Ausdruck einer ökonomischen Notwendigkeit. Aber der Mensch kann nur die gute Arbeit als organischen Bestandteil seiner eigenen Entwicklung betrachten – das klingt zwar paradox, ist aber so. Nur gute Arbeit gibt dem Arbeiter Selbstvertrauen, Selbstsicherheit usw.

In der Zeit der Diktatur sprach ich einmal mit einem ausgezeichneten Arbeiter, mit Friedrich Karikás. Ich fragte ihn, welche Meinung er über Haubrich hat. Karikás winkte mit der Hand ab und sagte, daß Haubrich ein schlechter Schlosser sei. Ich weiß nicht genau, ob Haubrich Schlosser war, möglich, daß er einen anderen Beruf hatte, ich habe es vergessen. Aber auf jeden Fall beurteilte der in einer mittleren Funktion tätige Friedrich Karikás seinen eigenen Minister danach, ob er gute Arbeit in der Fabrik geleistet hat. Diese Hierarchie war im Jahre 1919 unter den Arbeitern noch vollständig vorhanden. Die stalinistische Epoche hat sie weitgehend zerstört, an ihre Stelle trat die rein quantitative Produktion.

Wenn wir jetzt die Frage der guten Arbeit untersuchen, darunter verstehend, daß es sowohl im Kapitalismus als auch im Sozialismus den Unterschied zwischen guter und schlechter Ausführung der Arbeit gibt, dann gehen die Menschen bei der Beurteilung dieser Frage von der heutigen Gleichgültigkeit aus, sie bemerken nicht, daß jede Art von Arbeit diese Hierarchie erzeugt. Ich glaube, es gibt keinen Angehörigen der Intelligenz, der nicht schon einen solchen Fall erlebt hat, daß der seriöse Wissenschaftler X. Y. – nehmen wir an, er ist ein ausgezeichnete Mathematiker – von oben auf den Präsidenten der Akademie herabsieht, weil dieser ein schlechterer Mathematiker ist als er selbst. Vergeblich bauen wir eine Hierarchie auf, vergeblich machen wir aus dem einen einen Präsidenten und aus dem anderen ein gewöhnliches Mitglied oder nicht einmal das. Die herablassende Haltung gegenüber dem anderen werden wir nicht unterbinden können.

Ich komme wieder auf eine Jugenderinnerung zurück. Ich kannte Lipót Fejér, als er noch nicht an der Universität lehrte und noch nicht Akademiemitglied war. Es ist unvorstellbar, mit welcher unerhörten Verachtung er von Beke sprach, der Ordinarius und Akademiemitglied war. Und zwar deshalb, weil Fejér irgendeinen mathematischen Zusammenhang aufgedeckt hatte, aber Beke hier absolut kein mathematisches Problem erkennen konnte. Ich wage zu behaupten, daß das nicht nur eine Frage des Intellekts ist, sondern die Wirkung von guter Arbeit auf die Denkweise des Menschen. Wenn das heute nur in gewissen Intelligenzkreisen so ist, dann ist das *unser* Fehler, daß die Arbei-

*Haubrich, József* – Eisengießer, einer der Volkskommissare für Kriegswesen und Korpskommandant zur Zeit der Ungarischen Räterepublik 1919

*Karikás, Frigyes* – Schlosser, Eisenschmied, Schriftsteller und Übersetzer, Teilnehmer der Russischen Oktoberrevolution, Brigadekommissar während der Räterepublik

*Fejér, Lipót* (1880–1959) und *Beke, Manó* (1862–1946) – Mathematiker (es handelt sich wahrscheinlich um die Frage der Summation von Fourier-Reihen)

terschaft nicht davon erfaßt wird. Gerade deshalb habe ich die Karikás-Haubrich-Anekdote erwähnt, um zu zeigen, inwieweit so eine Denkweise in der damaligen Zeit auch in der Arbeiterschaft anzutreffen war. Wenn wir eine sozialistische Entwicklung wollen, dann ist das nichts anderes, als daß sich aus guter Arbeit das Lebensbedürfnis Arbeit entwickelt.

Um aus der Arbeit ein Lebensbedürfnis werden zu lassen, sind natürlich bestimmte sozialistische Reformen nötig, die den tyrannisierenden Charakter der Arbeit, der selbstherrlich das Leben bestimmt, einengen und erträglicher gestalten. Es ist nämlich so, daß der Arbeiter die Arbeit weniger als eine Zwangsarbeit empfinden sollte, die nun einmal gemacht werden muß, weil ihm sonst der Hungertod droht. Wenn sich das im Sozialismus ändert, und das kann sich wahrhaftig im Sozialismus ändern, dann kann das aber nur dann *sozialistische* Folgeerscheinungen haben, wenn unter den Arbeitern in einer Fabrik, ohne daß das in jedem Fall direkt zum Ausdruck kommt, diese Hierarchie besteht. Wir wissen sehr gut, daß diese Hierarchie in der Wissenschaft und in der Kunst auch nicht hundertprozentig zum Tragen kommt. Wir wissen auch, daß es Wissenschaftler und Künstler gibt, die sehr in den Vordergrund gestellt werden, deren Arbeit sehr viel schlechter ist als die einiger anderer, die im Hintergrund bleiben. Unter dem heutigen System kommt es bei den Arbeitern zu einer gewissen mechanischen Ausführung der Arbeit, zu einer gewissen Anpassung an den Apparat, was zum Ergebnis hat, daß der eine Arbeiter mehr Lohn bekommt als der andere.

Ich sage nicht, daß man das heutzutage verhindern kann, aber ich halte es für eine Illusion, wenn manche meinen, daß das irgendwann zu einer sozialistischen Umgestaltung der Arbeit führen wird. Durch die Nichtüberwindung der stalinistischen Epoche waren wir gezwungen, bestimmte, die alltägliche Lebensweise der Arbeiter beeinflussende Tendenzen zu verstärken, die uns nicht in Richtung Sozialismus führten, sondern vom Kapitalismus übernommen wurden. Daß der eine ein Auto hat und der andere nicht, daß der eine eine Villa besitzt und der andere nicht, das schafft zweifellos eine gewisse Hierarchie. Ich würde allerdings meinen, daß so eine Hierarchie niemals in eine sozialistische Hierarchie überführt werden kann. Denn diese Hierarchie bezieht sich nur auf bestimmte Äußerlichkeiten. Das Kriterium des Sozialismus ist es jedoch, daß die Arbeit zu einem Lebensbedürfnis wird. Dieses Bedürfnis kann sich in so einem Rahmen aber nicht herausbilden. Dazu ist es notwendig, daß die gute Arbeit mehr in den Vordergrund gestellt wird und daß die Stellung der Arbeiter im Betrieb davon abhängt, ob sie gute Arbeit geleistet haben. Denn nur aus guter Arbeit kann sich menschliches Selbstwertgefühl entwickeln, was wir bei zahlreichen Wissenschaftlern und Künstlern beobachten können und was bei den Arbeitern früher auch vorhanden war. Meiner Meinung nach steht das im engsten Zusammenhang mit der Arbeit selbst. Ich glaube also, daß dieses Problem, wie es jetzt vor uns steht – die Frage der Verbesserung der Qualität –, nicht ein reines Produzent-Verbraucher-Problem ist, sondern eine äußerst wichtige Umstellung der Arbeit selbst bedeutet, so daß gegenüber der einfach quantitative Ergebnisse erreichenden Arbeit

die *gute Arbeit* an Bedeutung gewinnt und die gute Arbeit zu einer Grundkategorie im Leben des Arbeiters wird.

Ich glaube, daß zwischen guter Arbeit und der Arbeiterkultur ein sehr enger Zusammenhang besteht. Wer seine Arbeit mechanisch ausführt, der geht nach der Arbeit nach Hause und beschäftigt sich nicht weiter damit. Wer darauf aufmerksam wird – und ich kenne viele Arbeiter, bei denen das der Fall ist –, daß die Maschinen nicht vollkommen sind, mit dem kann es leicht passieren, daß er anfängt, sich für die Mechanik zu interessieren. Gerade durch die Arbeit wird die Aufmerksamkeit der Arbeiter darauf gelenkt, daß ihre Bildung nicht vollkommen ist. Und ich kenne viele Arbeiter aus der alten Zeit, die auf diesem Weg zu gebildeten Menschen wurden. Der eine entwickelte seine technischen Fähigkeiten, ein anderer seine mathematischen und ein dritter seine ökonomischen Kenntnisse, aber entwickeln konnten sie sich alle nur aufgrund guter Arbeit. Denn in der Arbeit stehen verschiedene Erscheinungen miteinander im Zusammenhang, so daß sich auch die über das Arbeitersein hinausgehende Bildung und Interessengebiete des Arbeiters im Endergebnis aus der Arbeit heraus entwickeln. Denken wir dabei nur an so eine Arbeiterpersönlichkeit wie Bebel, um zu sehen, wie weit das gehen kann.

Es stimmt nicht, daß es sich hierbei um eine Dualität handelt, daß nämlich Bebel einerseits ein Arbeiter ist, der mechanisch seine Arbeit verrichtet und andererseits ein Mensch, der sich mit gesellschaftlichen Problemen beschäftigt. Wer sich den Lebenslauf eines solchen bedeutenden Menschen ansieht, wird feststellen, wie sehr die beiden Seiten ineinander übergehen. Das ist durchaus auch auf intellektuellem Gebiet zu beobachten. Soweit ein in der Wissenschaft Tätiger fähig ist, von seinem Gebiet durch richtige Schlußfolgerungen auf allgemeinere Gebiete überzugehen, dann geschieht das immer dann, wenn er auf seinem Gebiet seine Arbeit gut verrichtet. Ein guter Historiker wird schneller eine wahre Geschichtsphilosophie finden als ein ungebildeter und schlechter Historiker. Damit will ich nicht behaupten, daß es keine ungebildeten Historiker gibt, die geschichtsphilosophische Arbeiten schreiben – heute ist alles möglich.

Wenn wir die Kultur im allgemeinen betrachten, so muß dieser Zusammenhang immer betont werden, weil es ohne ihn nirgends Kultur gibt. Eine Kultur, die unabhängig nur für sich zu existieren beginnt, schwebt im luftleeren Raum und verliert immer mehr an Bedeutung. Ich glaube also, daß wir uns eine Arbeiterkultur ohne diesen Zusammenhang nicht vorstellen können, und ich bin überzeugt davon, daß es einmal eine ernsthafte Arbeiterkultur geben wird, die die verschiedensten Wissenschaften von der Ökonomie bis zur Physik beeinflussen wird, wenn aus der gut verrichteten Arbeit Probleme erwachsen, die theoretisch gelöst werden müssen.

Vergessen wir nicht, daß die Entstehung der modernen Physik darauf basierte, daß bestimmte, bei der handwerklichen Tätigkeit oder im Verkehr auftauchende Probleme die Wissenschaftler zu einer Verallgemeinerung auf höherem Niveau *zwangen*. Ich meine, daß es keine chinesische Mauer gibt, die die Arbeiterkultur von der allgemeinen Kultur trennt, und es ist wahrscheinlich, daß die Reserven, die in den Erfahrungen der guten Arbeit

ter liegen, von der heutigen Gesellschaft bei weitem nicht genutzt werden.

Was die Entwicklung der Kultur im Weltmaßstab betrifft, so sind ursprünglich alle kulturellen Erscheinungen auf höherem Niveau – die alle in engem Zusammenhang mit der Produktion stehen – am Anfang lokale Erscheinungen, wobei ich an die Tänze und Lieder der Bauern denke. Mit der Entwicklung des Kapitalismus – der dafür wie z. B. mit dem Buchdruck auch die technischen Voraussetzungen schafft – werden diese Erscheinungen zu internationalen Erscheinungen. Der Kapitalismus selbst ist eine internationale Strömung, und so wird natürlich die mit ihm verbundene Kultur auch zu einer internationalen Kultur. Auf diese Weise entstehen zwei sich einander nicht ausschließende Vorgänge. Zum einen wächst die Kultur auf einer bestimmten Grundlage, in einem bestimmten Zeitalter und unter bestimmten Bedingungen, die sich aus der konkreten wirtschaftlichen Lage eines Landes ergeben. Zum anderen bekommen die Kunstwerke, Bilder, Kompositionen und literarischen Werke eine gewisse internationale Bedeutung. So spricht Goethe am Anfang des 19. Jahrhunderts nicht zufällig davon, daß eine *Weltliteratur* entsteht.

Weltliteratur bedeutet, daß die Kultur aufhört, Privatangelegenheit einer kleinen Gemeinschaft zu sein, sondern zu einem Problem für die gesamte Menschheit wird. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Tatsache zu beurteilen, daß ich es für lächerlich halte, wenn jemand eine wichtige Kulturfrage ausschließlich als ein nationales Problem ansieht. Oder wenn jemand beispielsweise sagen würde, daß die Tatsache, daß ich zu Shakespeare aus der Sicht der Entwicklung des Dramas positiv oder negativ stehe, eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Englands darstellt. Shakespeare ist weit mehr als eine innere Angelegenheit Englands, so wie Tolstoi, Dostojewski und Puschkin mehr sind als eine innere Angelegenheit Rußlands. Alle Fragen, die im Zusammenhang mit der Kultur auftreten, sind nur dann wirklich bedeutend, wenn sie die Entwicklung der Kultur auch über die Landesgrenzen hinaus beeinflussen können. Somit erweist sich eine solche Auffassung, daß die Kulturkritik einer Einmischung in nationale Fragen gleichkommt, als nicht tragfähig. Zweifellos gibt es Einmischungen in nationale Angelegenheiten. Wenn ich z. B. als Österreicher von Ungarn verlange, den Zigarettenpreis zu erhöhen oder zu senken, dann stellt das ohne Zweifel eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Ungarns dar. Wenn ich als österreichischer Schriftsteller sage, daß ich Ady für den größten ungarischen Dichter halte, dann mische ich mich damit nicht in die Angelegenheiten Ungarns ein.

Solshenizyn hat wirklich aus dieser Sicht seine Bedeutung in der Weltliteratur erlangt. Solshenizyn hat direkt das russische Leben kritisiert. Es wäre nun lächerlich, den Zusammenhang zu leugnen, der zwischen der unter Stalin entstandenen Entwicklung in Rußland und dem heute existierenden Sozialismus besteht. Und wenn es einen großen Schriftsteller gibt, der zur Kritik dieses Systems fähig ist und zwar so, daß er mit Hilfe von menschlichen Schicksalen auf indirekte Weise Antwort auf die Fragen aller der Menschen geben kann, die im Westen, in den kapitalistischen Ländern, den Sinn des eigenen Lebens suchen,

*Ady, Endre* (1877–1919)  
Dichter, radikaler Publizist,  
führende Persönlichkeit der  
um die Zeitschrift *Nyugat*  
konzentrierten literarischen  
Erneuerung

*Solshenizyn, Alexander* –  
sowjetischer Schriftsteller,  
erhielt den Nobelpreis 1970,  
wegen seines Romans »Ar-  
chipel Gulag«, der 1973 im  
Ausland erschien, wurde er  
aus der UdSSR ausgebürgert

dann gewinnt er damit noch an Bedeutung. So gesehen gehört Solshenizyn zu den Schriftstellern, die, wie Gorki, Scholochow oder Makarenko in der Sowjetliteratur, fähig waren, ihre eigenen Erfahrungen mit dem Sozialismus so darzustellen, daß sie damit die Lebensweise und Kultur in den nichtsozialistischen Ländern beeinflussen. So ein Schriftsteller ist Solshenizyn. In diesem Sinne hat meiner Meinung nach jeder das Recht, Solshenizyn so zu beurteilen, wie er es für richtig hält. Nun stellt sich natürlich die Frage: Man kann den Nobelpreis nicht völlig von der Politik trennen. Wenn wir uns die Liste der Preisträger ansehen, dann handelte es sich beim ersten Preisträger, dem Franzosen Sully-Prudhomme, offensichtlich um eine protokollarische Höflichkeit gegenüber der französischen Literatur. Also eine rein politische Entscheidung. Nehmen wir Thomas Mann oder Bernard Shaw. Bei Thomas Mann bestimmte zweifelsohne nicht die Einstellung der Mitglieder des Nobelpreiskomitees zu Deutschland die Vergabe des Nobelpreises. Davon ausgehend sollte man die Solshenizyn-Frage aus zweifacher Sicht beurteilen. Zum einen sollte man sie vom Standpunkt eines Westeuropäers sehen, der durch die von Solshenizyn angesprochenen Fragen Wirkungen auf sein eigenes Leben verspürt, zum anderen sollte man von einem rein literarischen Standpunkt ausgehen, daß nämlich eine große Literaturentwicklung, die mit Gorki und Scholochow begann und von der wir schon seit langem behaupten, daß sie in eine Sackgasse geraten ist, neue Impulse bekam. Solshenizyn besitzt eine außerordentlich fruchtbare literarische Schaffenskraft. Ohne Zweifel spielen bei der Vergabe des Nobelpreises beide Motive eine Rolle. Und da haben wir nicht hineinzureden, das ist eine Angelegenheit der sowjetischen Literatur. Allerdings lasse ich mir damit nicht die Möglichkeit nehmen, ein bestimmtes Verhaltensniveau zum Gegenstand meiner Kritik zu machen. So wie es in der Literatur stets üblich war. Beispielsweise kritisierte Lessing die klassische Tragödie und hob Shakespeare auf den Thron – auch das war Literaturpolitik. Vielleicht hat es Franzosen gegeben, die das als Einmischung in eine französische Frage empfanden. Solange es sich jedoch nur um Literatur handelt, kann davon keine Rede sein. Bei der Verleihung des Nobelpreises wird natürlich auch eine auf vielfältige Weise interpretierbare Internationalität enthalten sein.

*Sully-Prudhomme, Armand (1839–1907) – französischer Dichter, Kritiker, Philosoph, hat den Nobelpreis 1901 erhalten*

*Thomas Mann erhielt 1929 den Nobelpreis*